

LAURA MARSHALL  
Drei kleine Lügen

*Autorin*

Laura Marshall wuchs in Wiltshire auf und studierte Englisch an der University of Sussex. 2015 fand sie, dass es Zeit sei, sich ihren lebenslangen Traum zu erfüllen – das Schreiben eines Romans. Ihr Debüt »Eiskalte Freundschaft. Ich werde nicht vergessen« wurde bereits vor der Veröffentlichung für den Lucy-Cavendish-Fiction-Preis nominiert. »Drei kleine Lügen« ist Laura Marshalls zweiter Roman bei Blanvalet. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in Kent.

Besuchen Sie uns auch auf [www.facebook.com/blanvalet](http://www.facebook.com/blanvalet) und  
[www.twitter.com/BlanvaletVerlag](http://www.twitter.com/BlanvaletVerlag)

Laura Marshall

**DREI  
KLEINE  
LÜGEN**

Thriller

Deutsch von Leena Flegler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel  
»Three Little Lies« bei Sphere, an imprint of Little, Brown Book Group,  
an Hachette UK Company, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns  
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2018 by Laura Marshall

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019 by

Blanvalet Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: René Stein

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Umschlagmotiv: plainpicture/Sandrine Pic

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

LH · Herstellung: sam

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0795-5

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für Michael*



# Olivia

**Juli 2007**

Mein kleiner Junge. Er sieht dort vorn komplett alleingelassen aus. Es ist das erste Mal, dass er einen Anzug trägt, seit er die Schule abgeschlossen hat, was sich fast anfühlt, als wäre es gerade erst fünf Minuten her, dabei sind inzwischen zwei Jahre vergangen. Und dass er eingeschult wurde, fühlt sich an, als wäre es erst gestern gewesen – damals hatte er sich die Ärmel des Schulpullovers, den ich vorsorglich ein, zwei Nummern zu groß gekauft hatte, über die Fäuste gezogen. Genau diesen Jungen sehe ich immer noch vor mir, es ist immer noch ein und derselbe, wie immer schon. Ja, klar, er hat sich verändert. Aber all die neuen Gesichter haben sich stets nur über das ursprüngliche gelegt – das Gesicht, das ich in diesem Augenblick sehen kann. Es ist vollkommen: babyweiche Haut, Sommersprossen auf der Nase, offener Gesichtsausdruck.

Im Moment wirkt er verschlossen, emotionslos, auch wenn ich es besser weiß. Ich bin die Einzige, die ihm ansehen kann, wie er innerlich zittert – weil es mir ganz genauso geht. Mein Fleisch und Blut. Bis ein Baby sechs, sieben Monate alt ist, begreift es gar nicht, dass es ein von der Mutter unabhängiger Mensch ist. Bis dahin glaubt es, sie wären eins, und nur deshalb treten nach dieser Phase

mitunter Trennungsängste auf. Irgendwann hat das Baby es dann kapiert, nur für die Mutter ändert sich niemals etwas. Sie und ihr Kind: Sie sind und bleiben für immer eine Einheit. Man spürt jeden Einschnitt, jeden grausamen Kommentar, jeden Herzschmerz.

»Bitte erheben Sie sich.«

Ein lautes Klopfen von der Seitentür kündigt die bevorstehende Ankunft des Richters an. Daniel zuckt zusammen und sieht sofort hilfesuchend zu mir herüber. Ich versuche, ihn anzulächeln, aber meine Lippen wollen mir nicht gehorchen. Er lässt den Blick hoffnungsvoll über die Besucherreihen schweifen, auch wenn er genau weiß, dass Tony nicht da ist. Weil er es nicht ertragen würde. Ich kann es auch nicht ertragen, trotzdem bin ich hier. Dies hier ist lediglich das jüngste Ereignis von vielen, die ich nicht ertragen konnte und bei denen ich trotzdem dabei war – fünfmal aufstehen pro Nacht, um ihn zu stillen, um ihn zu beruhigen, wenn er weinte, um ihm an unzähligen Sonntagmorgen im eiskalten Regen beim Fußball zuzusehen, um ihn kreuz und quer durchs ganze Land zu seinen Klavierkonzerten zu kutschieren, um nach seinem ersten Rausch an seinem Bett zu sitzen, weil ich nicht schlafen konnte vor Angst, er könnte an seinem eigenen Erbrochenen ersticken. Was immer es war: Ich habe all das getan, um ihn zu beschützen. Damit alles gut würde. Genau das tun wir – wir Mütter. Was immer passiert, was immer ich getan habe – und genau daran muss ich mich erinnern: Es war immer zu Daniels Bestem.

Der Richter rauscht herein, mit seinen geröteten Wangen und der zerfransten Perücke eine Karikatur seiner selbst, und die Geschworenen blicken ihm erwartungsvoll entgegen. Sie sehen nervös aus, eingeschüchtert. Für die meis-



ten dürfte es der erste Besuch in einem Gerichtssaal sein, von der Schlüsselrolle in einem Strafprozess ganz zu schweigen. Einige von ihnen spähen verstoßen zu Daniel hinüber, sehen dann aber wieder weg. Weshalb? Ist es Ekel? Angst? Wie viel wissen sie bereits über ihn? Oder über das, was ihm vorgeworfen wird?

Ich lehne mich vor und stütze die Arme auf das Geländer. Ich werde jeden einzelnen Tag herkommen, bis es vorbei ist. Ich stelle mir lediglich den guten Ausgang vor, den Freispruch – weil die Zeugen unglaubwürdig waren und diese ... dieses *Opfer* zugegeben hat, dass es gelogen hat. Zurück nach Hause werden wir uns ein Taxi nehmen, ich bringe ihn ins Bett, er schläft, und sein Körper und seine Seele können sich endlich von den Strapazen erholen.

Alles andere ist ein Ding der Unmöglichkeit. Allein bei der Vorstellung wird mir ganz anders. Wie für die meisten Leute ist ein Gefängnis für mich immer ein abstraktes Konstrukt gewesen. Ich mag daran vorbeigefahren sein, mag mir ausgemalt haben, dass dort Gefangene weggesperrt würden, aber die hatten mit mir nichts zu tun. Das waren Verbrecher, keine normalen Leute. Mir und meinem Leben vollkommen fremd. Nichts, womit ich je zu tun hätte oder worüber ich mir Gedanken machen müsste. Aber das ist jetzt anders.

Wenn man als Mutter mit anderen Müttern befreundet ist, entwickeln sich auch die Gesprächsthemen weiter. Erst sind es die schlaflosen Nächte, Windeln, die ersten Wörter, das erste Mal selbstständig zur Toilette. Dann die Schule, Zerwürfnisse unter Freunden, die Pubertät. Zuletzt waren es Drogen, Sex und Alkohol. Ich hätte gedacht, dass damit die Probleme aufhören würden und ich in eine neue Phase, in eine erwachsene Beziehung zu meinen Söhnen eintreten

würde. Ich habe mir vorgestellt, wie sie mich zum Essen ausführen, in Haushaltsfragen um Rat bitten, mich wieder umarmen würden wie früher, als sie noch klein waren. Aber dieses Mal würden sie mir ein Gefühl von Sicherheit geben statt andersherum. Ich hätte mir im Traum nicht vorgestellt, dass ich hier landen würde, auf vollkommen fremdem Terrain, wohin mir keiner meiner Freunde folgen könnte oder wollte. Ich würde auf der Stelle mit jedem Einzelnen von ihnen tauschen.

Der Richter setzt sich, genau wie alle anderen auch, mit einer Ausnahme: Der Vertreter der Anklage wendet sich den Geschworenen zu und verliest die Anklageschrift. Und so nimmt er seinen Lauf: der Vergewaltigungsprozess gegen meinen kleinen Jungen.

# Ellen

September 2017

Als ich aus dem Studio komme, ist Sasha noch nicht wieder da, und ich drehe Olivias Aufnahme von Didos Klage von Purcell voll auf. Natürlich habe ich auch alles andere heruntergeladen, was sie je aufgenommen hat, aber dieses Stück ist mit Abstand das schönste – so viel weicher und intimer als die spektakulären Arien. Es war das erste, was ich sie live habe singen hören, und wann immer ich die CD in die alte Anlage schiebe, fühlt es sich irgendwie richtig an. Heute habe ich sämtliche Bedenken über Bord geworfen, dass Sasha mithören könnte, und das Stück in meiner Sendung gespielt. Sie war bei der Arbeit, und nie im Leben hören sie in ihrem Büro *Simply Classical*. Ich glaube kaum, dass ihre Kollegen je auch nur von so einem kleinen Digitalradiosender gehört haben, außer Sasha hätte ihn einmal erwähnt, aber das bezweifle ich. Selbst mit mir spricht sie selten darüber – ein dezenter Hinweis darauf, dass sie meine Berufswahl missbilligt, weil meine Entscheidung sie an die Monktons erinnert. Klassische Musik war deren Welt, und die weist Sasha weit von sich, seit sie dort ausgezogen ist – wie im Übrigen auch alles andere, was mit ihnen zu tun hat.

Trotzdem war es für mich immer anders. Ich habe die klassische Musik geliebt, wie sie es nie getan hat. Meine

Eltern hatten kein Ohr dafür, meine Mutter hat in der Küche höchstens einmal Radio 2 gehört, und in einem verstaubten Regal im Wohnzimmer standen ein paar CDs. Sie legten manchmal eine ein, wenn Freunde zu Besuch kamen, aber im Grunde waren sie nie interessiert. Musik weckte bei ihnen keine Gefühle. Was Bands betraf, die meine Freundinnen mochten, hatte auch ich meine Fan-Phase, pinnte Poster an meine Zimmerwand und war mit Karina sogar auf Konzerten, aber nie mit dem Herzen dabei. Was Musik wirklich bedeuten konnte, habe ich erst begriffen, als ich bei meinem ersten Konzert mit klopfendem Herzen und Tränen in den Augen in der Dunkelheit neben Daniel saß, während Olivias Stimme warm auf mich nieder- und in mich hineinregnete.

Ich lege mich auf die Couch, will mich inmitten der Musik entspannen, behalte dann aber doch die Fernbedienung in der Hand für den Fall, dass ich den Schlüssel in der Tür und Sasha heimkommen höre. Vergangenen Freitag hatte ich nicht mit ihr gerechnet – ich dachte, sie wollte nach der Arbeit noch ausgehen –, doch dann war sie gegen sieben schlecht gelaunt nach Hause gekommen und hatte mich dabei ertappt, wie ich ausgerechnet Olivia hörte. Sie sagte zwar nichts, aber ich konnte ihren Unmut spüren, der wie Schallwellen unsichtbar, aber kraftvoll von ihr ausstrahlte. Ich stellte die Musik aus und versuchte noch, mit ihr zu reden, aber sie war bereits in ihr Zimmer marschiert und behauptete, sie wäre müde. Irgendwas war da eindeutig im Busch, auch wenn ich den Grund nicht herausfand. An diesem Freitag ist es nicht Sashas Schlüssel, sondern die Klingel, die mich unterbricht, sodass ich wie eine Marionette abrupt auf die Füße komme. Eilig stelle ich die Anlage aus und trete hinaus in den Flur.

»Jackson hier«, sagt jemand kurz angebunden über die Gegensprechanlage. Kein »Hallo«, kein »Störe ich« – für Jackson haben normale Begrüßungsfloskeln, das Schmieröl im sozialen Getriebe, keine Bedeutung. Ich seufze und mache unten auf, und dann warte ich, bis ich seine Schritte draußen im Treppenhaus höre, bevor ich die Wohnungstür öffne.

»Ist sie da?«, fragt er und schiebt sich an mir vorbei ins Wohnzimmer.

»Nein, sie ist noch nicht von der Arbeit zurück. Seid ihr verabredet?« Ich versuche, seine Schroffheit mit gleicher Münze heimzuzahlen.

»Seh ich so aus?«, erwidert er und wirft sich breitbeinig aufs Sofa. »Ich wollte sie eigentlich von der Arbeit abholen, aber ... Sollte eine Überraschung sein.«

Immerhin blickt er beschämt drein. Wir wissen beide, dass er sie nur kontrollieren wollte.

»Sie war den ganzen Nachmittag weg. Die Frau vom Empfang hat mir erzählt, dass sie mittags gegangen ist, und auf ihrem Handy landet man direkt auf der Mailbox. Wenn sie nicht hier ist, wo ist sie dann?«

»Woher soll ich das verdammt noch mal wissen? Ich bin doch nicht ihre Babysitterin.« Ich versuche, den entrüstet-unterkühlten Ton beizubehalten, aber irgendwo in einem hinteren Eckchen meines Gehirns macht sich Besorgnis bemerkbar. Wo steckt sie?

»Aber weit davon entfernt bist du auch nicht«, entgegnet er. »Seid ihr nicht beste Freundinnen? Supereng miteinander? Erzählt euch alles und so?«

Die Stimme in meinem Kopf fragt sich, ob das wirklich stimmt; aber ich will nun mal, dass es so ist, und stimme ihm zu. »Sie erzählt mir alles, und was immer du glaubst,

Jackson, sie ist mit niemand anderem zusammen. Ehrlich nicht. Sie liebt dich.«

Dieser letzte Satz klingt selbst in meinen Ohren schwach. Denn ganz sicher bin ich mir nicht. Und auch der ganze Rest klingt nicht vollends wahr. Zwölf Jahre Freundschaft sollten mit einem gewissen Verständnis, einem gewissen Durchblick einhergehen. Im Grunde sollten wir einander nicht mal erzählen müssen, was gerade los ist oder wie wir uns fühlen – wir sollten es einfach wissen. Normalerweise weiß ich es auch, aber seit gut einer Woche – seit Sasha dermaßen übel gelaunt nach Hause kam –, ist sie distanziert, weicht mir aus und blockt jeden Versuch meinerseits ab, der Sache auf den Grund zu kommen.

Jackson lässt die Schultern leicht hängen, als ihm dämmert, dass ich wirklich nicht weiß, wo sie steckt, und ich setze mich auf die Sessellehne.

»Was ist bloß mit ihr los, Ellen?«

Sein Gepolter ist Schnee von gestern. Mit einiger Überraschung muss ich feststellen, wie sehr ihm anscheinend wirklich an ihr gelegen ist.

»Ich meine – sie ist immer schon launisch gewesen, aber das hier ist doch etwas anderes. Und das hier ist in letzter Zeit auch nicht das erste Mal, dass ich sie beim Lügen erwische.«

»Was soll das heißen?«, hake ich nach und bin hin- und hergerissen, weil ich einerseits nicht so über sie reden, andererseits selbst Bescheid wissen will. In welcher Hinsicht hat sie ihn denn belogen?

»Ach, ich weiß nicht ... dass sie nicht da ist, wo sie angeblich sein wollte, oder dass sie ... mir ausweicht. Dass sie dichtmacht.«

»Aber so war sie doch schon immer.« Was der Wahrheit

entspricht. Sie hat sich schon immer gern geheimnisvoll gegeben, sogar als wir Teenager waren und wenig Grund für Geheimniskrämerei hatten. »Das ist einfach ihre Art. Das bedeutet nicht ...«

»Dass sie jemand anderen vögelt? Oh, werd' erwachsen, Ellen. Sie ist keine Heilige, weißt du, sie hat genauso viele Macken wie wir anderen auch – wenn nicht noch mehr.«

»Ich weiß«, sage ich und habe mit einem Mal Gewissensbisse. »Ich hab aber auch nie behauptet, dass sie eine Heilige ist.«

»Nein, hast du nicht«, entgegnet er eingeschnappt. »Aber wir wissen alle, wie du über sie denkst – wie sehr du sie anhimmelst.«

»Sie ist meine beste Freundin!« Meine Wangen glühen. »Und was meinst du überhaupt damit – aber wir wissen alle? Wen meinst du mit *wir*?«

»Vergiss es.« Misslaunig zupft er an einem losen Faden in seiner Jeans.

»Hör mal, hier ist sie nicht, und ich hab wirklich keinen Schimmer, wann sie wiederkommt«, sage ich so nachdrücklich, wie ich nur kann, stehe auf und gehe auf die Tür zu. Ich will ihn nicht hierhaben, ich will nicht, dass er unsere Wohnung mit seinen Vorwürfen und Andeutungen verpestet. »Wenn sie kommt, sag ich ihr, dass sie dich anrufen soll, okay?«

»Ich glaube, ich warte lieber«, sagt er und kramt eine Schachtel Zigaretten und ein Feuerzeug aus der Tasche. »Irrendwann muss sie ja wieder aufkreuzen.«

Mein erster Gedanke ist, dass ich es hinnehmen muss, doch dann gebe ich mir einen Ruck. »Mir wäre es lieber, wenn du wieder gehst. Und geraucht wird hier nicht.«

Er seufzt theatralisch und schiebt die Zigarettenschach-

tel zurück in die Tasche. »Gut, dann geh ich eben. Aber sag ihr unbedingt, dass sie mich anrufen soll, sobald sie nach Hause kommt.«

Nachdem er gegangen ist, laufe ich in die Küche, wo mein Handy zum Aufladen am Kabel hängt, und rufe Sasha an. Die Mailbox springt sofort an. Ich höre mir ihre Ansage an, als hätte sie darin heimlich einen Hinweis versteckt. »Hi, das ist die Nummer von Sasha, ich bin gerade nicht zu sprechen, hinterlass mir also eine Nachricht.« Man kann hören, dass sie gelächelt hat, als sie die Ansage aufgenommen hat.

»Hey, ich bin's. Jackson war hier und hat gemault, dass du nicht bei der Arbeit warst. Wo steckst du? Ruf mich an, wenn du das hier abhörst.«

Ich lege das Handy wieder weg, lehne mich gegen die Arbeitsplatte und starre aus dem Fenster. Von dieser Seite der Wohnung aus ist draußen nicht viel zu sehen. Das nächste Wohnhaus steht ungefähr fünf Meter von unserem entfernt, und dazwischen verläuft nur ein Streifen löchrigen Asphalt. In der Wohnung direkt gegenüber wohnt ein Punk-Pärchen, so richtig oldschool mit Irokesenschnitt. Manchmal lächeln sie und winken uns zu, wenn sie in der Küche stehen und kochen, aber heute scheinen sie nicht da zu sein. Das Einzige, was man noch sehen kann, ist ein Stück Gehweg, der in Richtung Bahnhof führt; der Strom der Pendler, die nach der Arbeit jetzt auf dem Heimweg sind, reißt gar nicht mehr ab. Sasha ist nicht dabei. Wieder verspüre ich diese leichte Besorgnis. Erinnerungen drücken gegen eine Tür, die ich ihnen eigentlich schon vor Jahren vor der Nase zugeschlagen habe.

Ich setze mich an unseren winzigen Küchentisch am Fenster, nehme den Kuli zur Hand, der irgendwie in der



Obstschale gelandet ist, und drehe ihn hin und her. Er ist undicht, und im Nu sind meine Finger ganz fleckig. Normalerweise müsste sie längst von der Arbeit zurück sein, würde erzählen, was heute passiert ist, uns beiden ein großes Glas Wein einschenken und den Kühlschrank durchwühlen und nachsehen, was sie kochen könnte. Mit meinen Schichten beim Sender und den freiberuflichen Aufträgen habe ich zwar keinen klassischen Nine-to-five-Job, aber wenn ich mal zu Hause bin, ist das mein liebster Moment des Tages.

Ich habe Hunger, aber nur für mich allein zu kochen, dazu habe ich gerade keine Lust. Stattdessen schiebe ich eine Scheibe Brot in den Toaster. Ich nehme mir nicht mal einen Teller, als ich das Brot esse und in den Abend hinausstarre. Je dunkler es wird, umso weniger Passanten gehen dort unten vorbei. Von Sasha immer noch keine Spur. Ich rufe erneut auf ihrem Handy an, aber da springt nach wie vor sofort die Mailbox an. Die nervige Stimme in meinem Kopf, die ich verzweifelt versucht habe zu ignorieren, ist lauter geworden. Um sie zu übertönen, schalte ich Olivias CD wieder an, was sich als Fehler erweist, weil mir auf diese Weise jene Zeit sofort wieder klar vor Augen steht, und was als Flüstern begonnen hat – als Frage, als Andeutung –, wächst sich zu einer Stimme aus, die ich nicht mehr zum Schweigen bringen kann.

*Was, wenn er wieder da ist?, fragt sie. Was, wenn er von seinem neuen Leben in Schottland die Nase voll hatte? Was, wenn er einfach nur auf den richtigen Moment gewartet und uns in trügerischer Sicherheit gewiegt hat? Wenn er bloß darauf gelauert hat, bis eine von uns die Deckung fallen lässt und einen Fehler macht? Was, wenn er sie bei der Arbeit abgefangen hat? Was, wenn er ihr nachgelaufen ist, sie in irgendeiner dunklen Ecke abgepasst und in seinen Wagen gezerrt hat?*

Nein. Sie ist einfach ausgegangen, und ihr Handyakku ist leer, das ist alles. Sie kommt demnächst heim, riecht nach Wein und Zigaretten, fällt mir um den Hals, umarmt mich, ist anhänglich und albern drauf, lallt ein bisschen, gibt den neuesten Klatsch und Tratsch zum Besten und ist indiskret wie eh und je. Wir sitzen bis spätnachts zusammen, wie so oft; morgen früh mache ich Tee, und mit einem Auge sehen wir uns bei ihr im Zimmer *Saturday Kitchen* an, dann ein paar Klamotten auf diversen Online-Anbietern, und planen einen Shoppingausflug für den Nachmittag.

Inzwischen ist es draußen komplett dunkel geworden, und immer noch sitze ich hier. Ich hab das Licht in der Küche nicht angemacht, sodass ich nach draußen sehen kann, statt mein Spiegelbild im Fenster zu bewundern. Der Gehweg ist mehr oder weniger leer; nur vereinzelt kommt noch jemand spät von der Arbeit nach Hause – Blick gesenkt, schnelle Schritte –, und Freunde laufen plaudernd und lachend in Richtung Pub. Unterdessen sitze ich hier, warte, liege auf der Lauer. Versuche, die Stimme zum Schweigen zu bringen, die in mein Gehirn vordringt, die an den Mauern vorbei und durch die Schlösser sickert, die ich rund um mich herum installiert habe, um sie auf Abstand zu halten, und die in mir widerhallt. Die Stimme, die mich daran erinnert, dass Daniel Monkton zu zehn Jahren verurteilt worden ist, wovon er fünf Jahre abgesessen hat – und fünf auf Bewährung in Freiheit verbrachte, wobei jeder seiner Schritte überwacht wurde. Die Stimme, die mir erzählt, dass Daniel Monkton seine Strafe verbüßt hat, überall hingehen und jeden kontaktieren darf, wenn er nur will. Die Stimme, die sagt, dass Daniel Monkton zurück ist und will, dass wir dafür bezahlen, was wir getan haben.

# Ellen

Juli 2005

Als die neue Familie in das Haus an der Ecke zog, saßen Karina und ich vorgeblich desinteressiert gegenüber auf dem Mäuerchen vor Karinas Elternhaus. Sie lackierte sich die Nägel in einem leuchtenden Metallicblau, und das Fläschchen stand wacklig auf dem unebenen Ziegel, während ich selbst eine Zeitschrift ihrer Mutter durchblätterte.

Die Sommerferien hatten gerade begonnen und versprochen jetzt schon, die langweiligsten seit Menschengedenken zu werden. Wieder mal sollten wir in den Ferien zu Hause bleiben. Lilly Spencer würde mit ihren Eltern nach Dubai fliegen, sie hatte wochenlang von gar nichts anderem mehr reden können. Wir würden nicht mal nach Bournemouth fahren.

Das Haus an der Ecke hatte seit Jahren leer gestanden. Mein Vater hatte mal erwähnt, dass der Preis viel zu hoch und es zu groß für diese Straße sei – wer immer das Geld dafür habe, wolle in so einer Gegend nicht wohnen. Was genau er damit meinte, hab ich nicht verstanden, allerdings war dieses Haus tatsächlich viel größer als all die Doppel- und Reihenhäuser mit drei oder vier Zimmern, die den Rest der Straße säumten; da es obendrein an der Ecke stand, nahm sich auch der Garten im Vergleich zu unserem oder

den Gärten meiner Freunde riesig aus. Im Gegensatz zu uns hatten sie sogar eine Garage. Karina und ich waren ein paar Jahre zuvor mal durch ein Loch im Zaun in den Garten geschlüpft. Das Gras hatte uns bis zu den Knien gereicht und die Jeansbeine durchnässt, bis sie uns an den Beinen klebten. Wir hatten durch die Fenster in leere Zimmer mit hohen Decken und blanken Holzfußböden gespäht. Eins der Fenster war unverschlossen gewesen, und Karina hatte vorgeschlagen, dass wir es aufstemmen und reingehen sollten, aber ich war dagegen gewesen. Stattdessen erkundeten wir den Garten. Wären wir uns damals nicht zu cool vorgekommen, hätten wir dort Verstecken gespielt – es wäre das optimale Gelände dafür gewesen. Am Ende kletterten wir bloß auf den Maulbeerbaum im rückwärtigen Teil des Gartens und überlegten uns, was die Leute im Oberdeck der vorbeifahrenden Busse wohl für Leben führten.

Der Umzugslaster kam zuerst. Die neue Familie musste ihnen den Hausschlüssel mitgegeben haben, weil sie sofort anfangen, die Sachen abzuladen. Allerdings waren das keine normalen Sachen – das Allererste, was ich entdeckte, war ein verschnörkelter Vogelkäfig, wie man ihn sonst nur in alten Fernsehfilmen zu Gesicht bekam. Allerdings ohne Vogel. Dann Umzugskarton um Umzugskarton, auf denen in riesigen Großbuchstaben BÜCHER geschrieben stand. Unendlich viele Bücher.

»Habt ihr viele Bücher daheim?«, fragte ich Karina. Ich meine, klar, ich war schon bei ihr zu Hause gewesen und hatte nirgends welche entdeckt, aber ich wusste auch nicht, wo Leute Bücher für gewöhnlich aufbewahrten, sofern sie welche besaßen. Vielleicht im Zimmer ihrer Mutter? Dort hatten wir nie reingehen dürfen.

»Nein«, antwortete Karina. »Ihr?«

»Nein, nur ganz wenige. Meine Mum hat ein paar alte Kochbücher mit Fotos von komischen Sachen, die kein Mensch essen will. Aber sie kocht auch nichts daraus. Und wir haben die Bibel zu Hause, glaub ich.«

»Meinst du, die haben sie alle gelesen?«, fragte sie.

Die Umzugshelfer liefen hin und her und waren mit jeder Runde röter im Gesicht und verschwitzt.

»Keine Ahnung. Vielleicht sind das ja Lehrer?«

Sie schnaubte. Von Lehrern hielten wir beide nicht allzu viel.

Dann fuhr ein zweiter Laster vor, ein kleinerer. SPEZIALUMZÜGE stand auf der Seite. Zwei Männer stiegen aus, einer alt und glatzköpfig, der andere jünger mit Locken und Brille.

»Was ist das denn bitte?«, fragte Karina, setzte sich bequemer auf das Mäuerchen und drehte mit abgespreizten Fingern den Verschluss auf das Nagellackfläschchen.

Die zwei Männer liefen ins Haus, und dann konnten wir hören, wie sie mit den anderen Umzugstypen sprachen, auch wenn wir nicht verstehen konnten, was genau dort gesagt wurde.

»Dann müssen wir hintenrum, durch die Terrassentüren«, sagte der Lockige, als sie wieder zur Haustür rauskamen, und riss die Türen zu dem zweiten Laster auf. Karina und ich hielten gespannt den Atem an, während wir darauf warteten, was da wohl zum Vorschein käme.

»Oh«, sagte Karina, als der jüngere Mann den Laster langsam rückwärts über eine Rampe verließ und auf einem Möbelroller etwas hinter sich herzog – es war riesig und in blaue Decken gewickelt. Der Ältere klammerte sich am hinteren Ende daran fest, als hinge sein Leben davon ab. »Was ist das?«

Noch während sie es vorsichtig über die Bordsteinkante hieften und dann durchs Gartentor schoben, war ein entfernter Klimperton zu hören.

»Das ist ein Klavier«, stellte ich verblüfft fest. »So ein großes. Die müssen die Beine abmontiert haben. Ich frag mich, wann die Familie kommt.« Ich konnte es kaum erwarten zu sehen, was für exotische Kreaturen solche Sachen besaßen.

»Vielleicht ist es ja gar keine Familie«, wandte Karina ein. »Ich glaub eher, das ist so ein komischer alter Professor, der allein lebt.«

»Kann schon sein«, sagte ich und versuchte, nicht allzu auffällig zu glotzen. Doch was immer als Nächstes aus dem Laster gekommen wäre – wir waren viel zu abgelenkt, weil eine alte Schrottkarre hinter dem Umzugswagen angehalten hatte. Ich packte Karina am Arm und flüsterte: »Sie sind da!«

Der Vater war der Erste, den ich entdeckte. Er schob sich vom Fahrersitz und stellte sich neben das Auto, gähnte und streckte sich. Er war hochgewachsen, breit gebaut und hatte dunkles, welliges Haar, das er sich aus dem Gesicht gekämmt hatte. Er hatte einen blauen Pullover an und sich einen Paisley-Schal kunstvoll um den Hals gebunden. Ich versuchte, mir vorzustellen, wie mein Vater so einen Schal tragen würde, aber das war schlichtweg undenkbar; jedes Mal stand mir bloß sein Bild vor Augen, wie er den grauen Wollschal umhatte, den meine Mum ihm im vergangenen Jahr zu Weihnachten geschenkt hatte. Ich glaube, nicht einmal den hat er jemals außer Haus getragen.

»Oooh, Ellen, der sieht ja gut aus!«, stellte Karina fest.

»Gut?«, flüsterte ich. »Der ist so was wie fünfundvierzig!«

»Na und?«

Mich mit Karina über Jungs zu unterhalten und ob sie

gut aussehend waren oder nicht, fiel mir nicht gerade leicht. Wir waren beide Spätzünder, hatten beide gerade erst im vergangenen Sommer bei Tamara Greggs Party das allererste Mal geknutscht, doch seither hatte Karina bei jeder Gelegenheit wissen wollen, ob ich mit diesem oder jenem Jungen etwas anfangen würde. Ständig erörterte sie die Vorzüge sämtlicher Klassenkameraden. Ein Teil von mir hätte am liebsten entgegnet, dass ich lieber gestorben wäre, als auch nur mit einem dieser müffelnden Trottel etwas anzufangen; trotzdem hielt ich den Mund. Auch wenn ich vor ihr sechzehn geworden war, brachte Karina es irgendwie fertig, dass ich mich immer jünger und dümmer fühlte, wenn es um derlei Dinge ging, also diskutierte ich mit und pflichtete ihr bei ihren Urteilen in aller Regel bei. Ich hatte bislang nur mit diesem einen Jungen auf Tamaras Party geknutscht, insofern glaubten die Leute von der Schule auch nicht, dass ich ein totaler Freak war und noch nie was mit einem Typen angefangen hätte.

Üblicherweise kam Karina zu dem Schluss, dass sie am ehesten mit Leo Smith gehen würde. Leos Haare waren sirupblond und seine Augen dunkelbraun. Er war weder der coolste, bestaussehende Junge aus unserer Stufe noch der Star unseres Fußballteams, aber er hatte das gewisse Etwas. Er war clever, wenn auch nicht auf Streberart wie einige andere, die ihre komplette Freizeit ausschließlich vor dem Computer verbrachten. Ich fand ihn genau genommen nicht wahnsinnig spannend – nicht wie Karina –, aber hin und wieder stellte ich mir durchaus vor, wie ich mich mit ihm über wichtige Dinge unterhielt und er mich wirklich verstand, wie sonst keiner mich jemals verstehen würde.

Als Nächstes stiegen zwei Jungs aus dem Wagen, beide dunkelhaarig wie der Vater. Einer sah aus, als wäre er ungefähr

in unserem Alter, der andere ein bisschen älter, achtzehn vielleicht. Sie hatten beide Jeans und Converse an. Der Jüngere trug ein graues T-Shirt und darunter ein langärmeliges weißes, der ältere ein Hemd mitsamt schmaler Krawatte. Sie blickten nicht mal auf, als sie ausstiegen, sondern unterhielten sich weiter miteinander und kickten mit den Zehen gegen die Grassoden, die in den Ritzen der Pflastersteine wuchsen. Ich spürte Karinas Körperwärme, als sie ihr Bein an meines presste – und ich konnte beinahe hören, wie die Rädchen in ihrem Gehirn ratterten und sie das Boyfriendpotenzial der beiden berechnete. So träge, wie die beiden ausgestiegen waren, so beschwingt hüpfte auf der Beifahrerseite die Mutter aus dem Auto – ein Wirbelwind aus besticktem lila Stoff, Silberketten und wallendem dunklem Haar. Sie fing augenblicklich an, von allem zu schwärmen: von ihrem neuen Haus, dem Sonnenschein, der Größe des Gartens.

Zu viert liefen sie den Gartenweg hinauf. Karina holte tief Luft, und ich machte mich schon bereit für eine ausgiebige Beurteilung der zwei Jungs, als die hintere Wagentür erneut aufging und ein Kopf auftauchte. Das Erste, was wir sahen, war ihr Haar – ein glänzender Wasserfall aus leuchtendem Gold, der ihr den Rücken hinabwallte und mich an das schimmernde Einwickelpapier von Schokomünzen erinnerte. Dann schwang es wie ein Mantel herum, und wir konnten ihr Gesicht sehen – herzförmig und perfekt, abgesehen von einer dünnen roten Narbe, die sich quer über ihrer rechten Wange abzeichnete. Ich hörte, wie Karina nach Luft schnappte, und wusste, dass ich genau das Gleiche getan hatte.

Als hätte sie uns gehört, drehte sie das Gesicht in unsere Richtung und sah uns verächtlich und herausfordernd an. Wie ertappt schlug ich sofort den Blick nieder, und Karina widmete sich ihren Fingernägeln und blies sie trocken, als



ginge es um Leben und Tod. Das Mädchen durchbohrte uns mit einem letzten Blick, ehe sie ihr Haar zurückwarf und dann zur Eingangstür schlenderte, ohne auch nur ein Wort zu ihrer Mutter zu sagen, die an der Tür stehen geblieben war und die Größe der Zimmer und den Blick auf die Londoner Skyline anpries. Die Stimme der Mutter verstummte abrupt, als die Haustür hinter ihnen zufiel. Draußen in der Sonne starrten Karina und ich einander an.

»Hast du das ...«, flüsterte Karina.

»Das Gesicht. Ja.«

»Was glaubst du, was mit ihr passiert ist?«

»Keine Ahnung.«

Karina schüttelte sich theatralisch. »Gott, Ellen, stell dir vor, du hast so etwas im Gesicht! Ich frag mich, ob das wieder weggeht. Ansonsten ist sie echt hübsch.«

»Ich weiß.«

Die Umzugsleute arbeiteten weiter, huschten hin und her wie Ameisen, doch wir hatten das Interesse an den Habseligkeiten der Familie verloren. Unsere Gedanken kreisten nur mehr um diese bildschöne, entstellte Fremde, die eigenartig romantisch gewirkt hatte – wie eine Figur aus einem Märchen.

Als wir zurück in Karinas Haus schlenderten, sah ich ein letztes Mal zurück zum großen Haus, und mein Blick wanderte hinauf zu den Zimmern im Obergeschoss. Im Erkerfenster rechts war niemand zu sehen, doch hinter einem kleineren Fenster zur Linken konnte ich das blonde Mädchen erkennen. Allerdings sah sie mich nicht an. Sie hatte die Stirn gegen die Scheibe gelehnt und starrte über die Dächer. Trotzdem wollte ich irgendwie nicht glauben, dass sie die Aussicht bewunderte.

# Ellen

**September 2017**

In aller Herrgottsfrühe wache ich auf, habe immer noch die Klamotten von gestern an, Sand in den Augen und einen Brummschädel. Ich habe kaum geschlafen und mit jeder Faser meines Körpers auf den Schlüssel in der Tür gelauscht, das Knarzen der losen Bodendiele im Flur, das spezielle Ächzen des Wasserhahns in der Küche. Sofort steuere ich ihr Zimmer an, auch wenn ich weiß, dass ich es mitbekommen hätte, wenn sie in der vergangenen Nacht heimgekommen wäre.

Wie immer sieht es dort aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen. Was mich an ihren Lieblingsscherz erinnert: Sollte aus irgendeinem Grund je die Polizei vor der Tür stehen, würde sie sofort glauben, bei ihr sei eingebrochen worden. Diesmal beschleicht mich Angst bei der Vorstellung, und mir entschlüpft ein halbes Schluchzen. Überall liegen Klamotten auf dem Boden herum, und die Schubladen quellen über. Der Kleiderschrank steht halb offen und platzt schier aus allen Nähten. Auf die Kommode – hinter das Durcheinander aus Make-up-Artikeln, verhedderten Ketten und halb leeren Gläsern mit abgestandenem Wasser – hat sie einen Spiegel gestellt, und davor liegt eine aufgeschlagene Zeitschrift – ein Artikel über die perfekte Konturierung der

individuellen Gesichtsform. Auf dem Hochglanzpapier hat sie deutliche Fingerabdrücke hinterlassen. Gestern Morgen war sie noch hier, ihr Parfüm hängt noch in der Luft, in den Kleidungsstücken, in ihrem ungemachten Bett.

Mein Magen fühlt sich zusehends bleiern an, und die Panik, die ich versucht habe zu unterdrücken, ergreift jetzt vollends von mir Besitz. Irgendetwas stimmt hier nicht. Ich weiß es genau. Sie hätte mich angerufen, wenn sie vorgehabt hätte, die ganze Nacht wegzubleiben. Das machen wir immer so. Das ist einer unserer Deals, so war es immer schon. Als wir nach der Uni zusammengezogen sind und sie ständig mit irgendwelchen Männern heimgegangen ist, hat sie mir immer eine Nachricht geschrieben. *Bin noch am Leben.* Oder: *nicht im Straßengraben gelandet.* Erst dann konnte ich schlafen, weil ich so die Gewissheit hatte, dass es ihr gut ging. Irgendwann hab ich mal gewitzelt, ich würde glücken wie ihre Mutter, allerdings lief sie daraufhin dunkelrot an, und ich hab schleunigst das Thema gewechselt. Auch wenn wir seit so vielen Jahren eng befreundet sind, gibt es ein paar Themen, die sie nicht mit mir bespricht, und ihre Mutter steht ganz zuoberst auf dieser Liste, natürlich direkt gefolgt von den Monktons.

Über das Gerichtsverfahren haben wir niemals gesprochen, nicht mal währenddessen. Nicht mal, als die Briefe kamen. Als der allererste kam, saßen wir zusammen – er war am selben Morgen geschrieben und aufgegeben worden, an dem das Urteil gesprochen werden sollte. Da wohnte Sasha schon bei uns. Ich bin mir sicher, dass Mum insgeheim die Tage gezählt hat, bis sie im Oktober an die Uni gehen würde – Mum war von der Lösung nicht begeistert gewesen, auch wenn sie eingesehen hatte, dass Sasha unmöglich weiter bei den Monktons hätte wohnen bleiben können, nicht

so lange Daniel bis zum Urteilsspruch auf Kautio n draußen und wieder dort untergeschlüpft war. Ich war an dem Morgen runtergetapst und hatte Tee für Sasha gemacht, die auf der Ausziehcouch in meinem Zimmer noch immer auf dem Rücken gelegen und geschlafen hatte, beide Arme am Körper, wie eine Marmorstatue. Unmöglich, zu ihr durchzudringen. Fast hätte ich die Post auf der Fußmatte liegen gelassen, doch Mum hatte mir in den Ohren gelegen, dass ich mich mehr am Haushalt beteiligen und ein Augenmerk auf die kleinen Dinge haben sollte, die tagtäglich erledigt werden mussten, also holte ich sie rein. Zuoberst lag ein handgeschriebener Brief, was an sich schon so ungewöhnlich war, dass ich einen zweiten Blick riskierte. Er war an Sasha und mich adressiert. Ich warf die restliche Post auf die Matte zurück und rannte nach oben. Der Tee war nicht mehr wichtig. Sasha war inzwischen aufgewacht, und vorsichtig legte ich den Brief auf die Matratze.

»Das ist Daniels Schrift«, stellte sie fest. Beide starrten wir darauf, als würden dem Umschlag gleich Zähne wachsen und er über uns herfallen. An der Wand hing damals ein großer Spiegel, und ich weiß noch, dass wir im selben Moment hinsahen und sich in der Stille darin die Angst in unseren Gesichtern spiegelte.

»Soll ich ...?« Zögerlich streckte ich mich danach aus, und Sasha nickte. Ich schob den Daumen unter das dicke, cremeweiße Papier, riss den Umschlag auf und zog einen Briefbogen mit Olivias Monogramm heraus. Womöglich bildete ich es mir nur ein, aber ich meinte sogar, den Hauch Moschus ihres Parfüms riechen zu können. Auf dem Blatt standen bloß ein paar Zeilen, und die las ich Sasha mit vor Angst zusammengeschnürter Kehle vor.

An Ellen und Sasha

Heute erfahre ich, ob ich die nächsten paar Jahre meines Lebens im Gefängnis verbringen muss oder frei sein werde, weil man mich für unschuldig hält, so wie es richtig wäre. Wenn ich im Gefängnis landen sollte, wird nicht nur diese Lügnerin Karina nicht mehr ruhig schlafen können. Ihr habt bei Gericht gelogen, alle beide. Ihr habt euch beide bewusst dafür entschieden, mir das anzutun. Ich werde nicht zulassen, dass ihr das jemals vergesst. Eines Tages werdet ihr dafür bezahlen.

Daniël

An diesen Brief denke ich jetzt. Jedes einzelne Wort hat sich mir ins Gedächtnis gebrannt. Sasha hat ihn aufbewahrt, genau wie die anderen, die danach gekommen sind, nachdem er das Gefängnis verlassen durfte. Wir hatten fünf Jahre Gnadenfrist gehabt, in denen wir genau wussten, wo er sich befand. In diesen fünf Jahren schrieb er entweder keine Briefe oder aber sie wurden noch im Gefängnis konfisziert – was ich allerdings nicht glaube, denn hätte man ihn ansonsten vorzeitig rausgelassen? Dann vor fünf Jahren, als er auf Bewährung freikam, fing es wieder an. Wo sind diese Briefe jetzt? Ich wühle in ihren Nachtschubladen, schiebe mein schlechtes Schnüfflergewissen beiseite, indem ich mir einrede, sie hätte bestimmt nichts dagegen, nicht unter diesen Umständen, auch wenn ich mir da nicht ganz sicher bin. Ich blättere alte Geburtstagskarten durch, abgelaufene Rezepte ihres Arztes, schiebe vertrocknete Nagellackfläschchen und kaputten Schmuck zur Seite. Ich stoße auf ihren Pass, doch von den Briefen

keine Spur. Ich hole alles hervor, was unter ihrem Bett liegt, und gehe jeden Ordner, jede Schachtel durch, kann sie aber nicht finden. Ich sehe in jeden alten Schuhkarton in ihrem Kleiderschrank, in jede alte Handtasche, die hinter ihrer Tür hängt. Ich hole Klamotten aus ihren Schubladen, ziehe die Schubladen sogar komplett heraus, um zu sehen, ob etwas dahinterklemmt, als hätte sie die Briefe wie in einem schlechten Fernsehkrimi dahintergeklebt, aber da ist nichts. Sie hat all ihre alten Schulaufsätze und Hefte aufbewahrt, Kalender, die bis in ihre Unizeit und noch weiter zurückreichen, Kleidung und Schuhe, die ich an ihr seit Jahren nicht mehr gesehen habe, aber es scheint, als wären ausgerechnet Daniels Briefe nicht mehr da. Nicht dass ich sie dringend lesen wollte – ich kann mich an jede Anschuldigung nur zu gut erinnern, an jeden hasserfüllten Ausdruck, an jede Drohung –, ich will sie einfach nur sehen, um sicherzugehen, dass sie hier sind. Am Ende kapituliere ich, lasse mich auf ihr Bett fallen und sehe mich um. Wenn überhaupt, dann sieht ihr Zimmer jetzt, nachdem ich es systematisch Zentimeter für Zentimeter abgesehen und alles wieder dorthin gelegt habe, wo es hingehört, ordentlicher aus denn je. Mein Handy auf dem Nachttisch klingelt, und ich stürze darauf zu. Es ist Jackson, und als ich rangehe, bete ich inständig, dass sie zerknirscht und mit einer vernünftigen Erklärung bei ihm zu Hause aufgetaucht ist.

»Hast du was von ihr gehört?«, fragt er ohne Vorrede.

Mir wird ganz anders. »Nein. Du also auch nicht?«

»Scheiße. Wo ist sie?« Er klingt eher besorgt denn verärgert, und mein Magen krampft sich schmerzhaft zusammen. Jetzt bin es also nicht mehr nur ich, die Angst hat.

»Glaubst du, wir sollten zur Polizei gehen?«

»Gott, keine Ahnung, Jackson. Sie ist ja noch nicht mal einen Tag weg – da werden sie doch sowieso nichts unternehmen?«

»Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich müssten wir erst mal rumtelefonieren und überall fragen, ob jemand was von ihr gehört hat. Und vielleicht auch in den Krankenhäusern anrufen?«

»Ja, klar!« Ich bin mit meinen eigenen Ängsten derart beschäftigt gewesen, dass ich an die nächstliegenden Sachen gar nicht gedacht habe. »Übernimmst du die Krankenhäuser, und ich nehme die Freunde?«

»Okay. Ruf mich an, sobald du was hörst, in Ordnung?«

»Natürlich. Und umgekehrt auch.«

Erst als ich auflege, dämmert mir, dass ich Jackson nicht ansatzweise so gut kenne, wie man den Freund der besten Freundin vielleicht kennen sollte. Sie sind seit einem Jahr ein Paar, insofern ist er für sie nicht nur eine Affäre. Ich bin mir nicht sicher, ob es daran liegt, dass ich mir diesbezüglich keinerlei Mühe gegeben habe – oder er –, oder ob Sasha ihn aus irgendeinem Grund auf Armeslänge von mir weggehalten hat.

Ich beschließe, mit Rachel anzufangen, Sashas Freundin aus Unitagen, die ich kennengelernt habe, als Sasha und ich in London zusammengezogen sind. Zu dritt funktionieren wir nicht so richtig gut miteinander, aber wir gehen gemeinsam ins Forresters, unseren hiesigen Pub, und an Samstagnachmittagen auf die Oxford Street oder nach Covent Garden zum Shoppen. Die beiden versuchen dann immer, mich zu irgendwelchen Sachen zu überreden, die ich nur zum Spaß anprobiert habe, mir aber niemals leisten könnte. Keine der beiden kann wirklich nachvollziehen, wie es ist, wenn man mit so wenig Geld klarkommen muss.

Rachel hat einen gut bezahlten Job als Unternehmensberaterin, und Sasha nicht nur ihre Stelle im Marketing, sondern ihr gehört auch unsere Wohnung, die ihre Mutter für sie finanziert. Ich wohne bei ihr für einen Apfel und ein Ei – und könnte nicht einmal dann ausziehen, wenn ich wollte.

Einmal waren wir zu dritt im Urlaub. Die beiden wollten nach Thailand, aber das hätte ich mir niemals leisten können, also haben wir uns auf eine Woche Malaga geeinigt, und Rachel und ich haben uns als fünftes Rad am Wagen abgewechselt.

Ich habe den vagen Verdacht, dass Rachel sich wünscht, mit Sasha so eng befreundet zu sein, wie ich es bin – nur begreift sie nicht, dass diese Freundschaft in Jahren gemeinsamer Erlebnisse entstanden ist, die man nicht annähernd ersetzen kann, ganz egal, wie viele betrunkene Abende sie feiern, wie viele Mädchen-Shoppingtage sie unternehmen oder wie oft sie sich maniküren lassen. Sasha und ich haben einiges durchgemacht. Einiges, was wir Rachel nicht ansatzweise erklären könnten, geschweige denn anderen Bekannten. Trotzdem kommt Rachel in den Genuss, die Erste zu sein, die ich anrufe. Sie erzählt immer und überall, Sasha sei ihre »Drei-Uhr-nachts-Freundin«, die sie, ganz gleich um welche Uhrzeit, im Notfall anrufen kann. Allerdings gilt das nicht andersherum; denn Sashas »Drei-Uhr-nachts-Freundin« bin ich und umgekehrt. Bei jedem Beziehungsende, bei jeder Katastrophe bin immer ich diejenige gewesen, mit der Sasha sprechen wollte, übers Telefon, als wir noch an verschiedenen Unis studiert haben, und von Angesicht zu Angesicht, seit wir zusammenwohnen. Ob ich nun will oder nicht.

Ich würde fast sagen, Karina war vor Jahren dieselbe Art Freundin. Allerdings wusste ich damals schon, dass ich mit



ihr nie auf Dauer befreundet sein könnte, nicht nach all dem, was passiert war. Wir mussten auf Abstand gehen, mussten uns beide weiterentwickeln. Mussten versuchen, einen Weg zu finden, mit den Ereignissen klarzukommen, und unsere zerrissenen Existenzen wieder zusammenflicken.

Rachel geht beim ersten Klingeln ran.

»Hallo!« Sie klingt überrascht, und mir wird schlagartig klar, wie selten ich sie anrufe. »Ist alles in Ordnung?«

Ganz kurz frage ich mich, wie sie darauf kommt, dass nicht alles in Ordnung sein könnte, aber ich habe keine Zeit, länger darüber nachzudenken.

»Ich weiß nicht«, sage ich. »Hast du zufällig Sasha gesehen? Ich meine, gestern oder heute?«

»Nein, ich war gestern arbeiten und bin anschließend direkt nach Hause gefahren«, antwortet sie, als müsste sie ein Alibi vorbringen. »Ich bin gestern also gar nicht ausgegangen. Warum willst du das wissen?«

»Jackson ist gestern Abend hier gewesen und hat sie gesucht. Er hat sie von der Arbeit abholen wollen.«

Rachel schnaubt. Sie hat für Jacksons Eifersucht und Paranoia kein Verständnis.

»Jedenfalls scheint sie am Nachmittag überhaupt nicht mehr bei der Arbeit gewesen zu sein, und gestern Abend ist sie nicht heimgekommen.«

»Hast du's schon mal auf ihrem Handy probiert?«

»Natürlich«, blaffe ich sie an. »Ich bin doch nicht komplett verblödet.«

Ich hab den Verdacht, dass Rachel mich für unterbelichtet hält, weil ich von ihrer Warte aus keinen normalen Beruf habe. Sie fliegt von jetzt auf gleich in Businesskostümchen nach Paris oder New York. Wenn ich bei Classic FM oder Radio 3 moderieren würde, wäre sie vielleicht beeindruckt,

aber Simply Classical ist für sie Humbug – eine Schwärmerie, kaum mehr als ein Hobby. Sie hat wahrscheinlich nie auch nur einen Artikel gelesen, den ich in Fachmagazinen für klassische Musik veröffentlicht habe.

»Schon gut, ich weiß, sorry«, lenkt sie ein. »Vielleicht hat sie ... keine Ahnung ... jemanden getroffen, ist spontan ausgegangen und hat dann dort übernachtet?«

»Und wer sollte das sein? Außerdem hat sie weder angerufen noch eine Nachricht geschrieben. Das macht sie sonst immer.«

»Womöglich hat sie es dieses Mal einfach vergessen.« Bei der Vorstellung, dass Sasha und ich uns am Ende doch nicht so nahestehen, wie ich immer glaube, schleicht sich ein triumphaler Unterton in ihre Stimme. »Oder aber ihr Akku ist leer.«

Das ist tatsächlich die einzige Erklärung, die mir keine Angst macht. An die klammere ich mich wie eine Nacktschnecke an einen Stein. »Würdest du mir einen Gefallen tun, Rachel? Könntest du sämtliche Leute anrufen, die dir einfallen, und fragen, ob sie eventuell dort ist oder ob die was von ihr gehört haben?«

»Kein Problem«, sagt sie und ist prompt in ihrem Element. Wir teilen die Freunde auf, deren Nummern wir haben, und verständigen uns darauf, einander sofort Bescheid zu geben, sobald wir etwas in Erfahrung gebracht haben.

Zehn Minuten später habe ich ohne jeden Erfolg meine Liste abtelefoniert, weitere fünf Minuten später bekomme ich von Rachel eine Nachricht: **Es hat sie niemand gesehen. Polizei???**

**Meinst du wirklich? Oder noch warten?**, schreibe ich zurück.

Es entsteht eine kurze Pause, in der Rachel offenbar beschließt, dass sie die Verantwortung hierfür nicht übernehmen will, denn sie antwortet: **Wie du meinst. X**

Ich sitze mit untergeschlagenen Beinen auf Sashas Bett und versuche, nicht weiter an der wunden Nagelhaut an meinen Fingern zu zupfen. Ich will die Entscheidung ebenso wenig treffen wie Rachel. Ich weiß schon, dass ich zum Überdramatisieren neige, deshalb fällt es mir schwer einzuschätzen, wie realistisch meine Angst wirklich ist. Würde die Polizei mich nicht auslachen, wenn ich jetzt dort anrufe? Immerhin ist sie eine erwachsene Frau. Sie muss nicht Rechenschaft darüber ablegen, wo sie hingeht. Oder bringe ich sie zusätzlich in Gefahr, indem ich es dabei bewenden lasse? Wäre die Polizei erbost, weil ich nicht augenblicklich Alarm geschlagen habe? Dann wiederum könnte sie jeden Moment wieder auftauchen oder zumindest Bescheid geben, dass es ihr gut geht. Ich will ihnen ja auch nicht Zeit stehlen.

Dann kommt eine Nachricht von Jackson, der sämtliche Londoner Krankenhäuser abtelefoniert hat. Sasha ist nirgends als Neuaufnahme registriert, was mich nur umso mehr verwirrt. Am Ende greife ich wieder zum Telefon und tue, was ich immer tue, wenn ich eine Entscheidung treffen muss.

»Hallo, Schätzchen«, sagt sie, und ich bin sofort ruhiger. Mum und ich haben uns in den Monkton-Jahren, wie ich es nenne, voneinander entfernt, aber seit Silvester 2006 und den Folgen rufe ich sie an, wenn ich Trost brauche. »Wie geht's?«

»Um ehrlich zu sein, nicht gut.« Meine Stimme ist brüchig. »Es geht um Sasha. Sie ist ... verschwunden.«

»Wie meinst du das – verschwunden?« Ich kann ihr an-

hören, dass sie dankbar ist, dass ich keinen Unfall hatte oder irgendeine grässliche Krankheit habe, dass sie aber auch leicht irritiert ist. Sie war anfangs zwar angetan, dass ich eine neue Freundin gefunden hatte, aber das hielt nicht lange an. Als ich irgendwann zusehends Zeit bei den Monktons verbrachte, hatte Mum das Gefühl, ich würde ihr entgleiten. Sie konnte mich nicht mal mehr dazu ermutigen, mehr Zeit mit Karina zu verbringen, weil die ebenfalls jede freie Minute bei den Monktons war – weil wir beide von diesem Leben, das sich von unserem so sehr unterschied, derart in den Bann gezogen wurden. Mir sträuben sich die Nackenhaare, wie jedes Mal, wenn ich spüre, dass Leute, die Sasha nicht annähernd so gut kennen wie ich, Kritik an ihr üben.

»Sie ist weg«, sage ich tonlos. »Seit gestern Mittag hat niemand sie mehr gesehen.«

»Oh.« Das hat sie nicht erwartet, und für den Bruchteil einer Sekunde bin ich dermaßen unangemessen selbstzufrieden, dass ich mich wieder an unser einstiges gereiztes Verhältnis erinnert fühle. »Vielleicht hat sie ja jemanden getroffen oder ... weiß auch nicht ... ist irgendwo hingefahren. Es wäre immerhin nicht das erste Mal?«

Ich weiß genau, worauf sie anspielt. Sommer 2006. Sasha war ohne jede Vorwarnung einfach verschwunden, vierundzwanzig Stunden waren alle in ihrem Umfeld unendlich besorgt, ehe sie Olivia anrief und mitteilte, sie habe ein paar alte Bekannte getroffen und sei spontan mit ihnen nach Frankreich gefahren. Ich war damals am Boden zerstört. Wir hatten eigentlich geplant, zusammen in Urlaub zu fahren, aber danach blieben mir nur tödlich langweilige Arbeitstage im Body Shop und Abende, die ich in der stickigen Hitze in meinem Zimmer verbrachte, an denen ich

Olivia auf CD hörte und mich fragte, was Sasha wohl gerade machte.

»Sie hätte Bescheid gesagt, ehrlich, Mum. Sie hat sich verändert.« Zumindest muss ich daran glauben, dass sie sich verändert hat.

»Ganz bestimmt. Ich hab sie ja auch nicht mehr gesehen seit ... weiß der Himmel wie vielen Jahren. Die Monktons besucht sie ja sicher nicht mehr.«

»Natürlich nicht, die hat sie nicht mehr ... Halt mal, woher willst du das überhaupt wissen?«

»Ich kann aus dem Fenster das Haus sehen, schon vergessen? Nicht dass ich gezielt dort rüberstarre.«

»Nein, natürlich nicht«, sage ich und muss grinsen. Nicht ohne Grund nennen ihre Freunde sie Blockwart, wenn auch liebevoll.

»Aber Nicholas, der kommt noch zu Besuch. Ich nehme an, er ist der Einzige, der ihnen noch geblieben ist. Die Armen.« Jetzt, da Olivias und Tonys Leben in Trümmern liegt, kann sie es sich leisten, großzügig zu sein. »Allerdings ...« Sie spricht nicht weiter, als hätte sie noch etwas sagen wollen und es sich dann doch anders überlegt.

»Was?«, hake ich nach. Ich weiß instinktiv, dass es etwas ist, was ich würde wissen wollen, wovon sie jedoch glaubt, dass ich es besser nicht erfahren sollte.

»Es hat wahrscheinlich nichts zu bedeuten, mach dir also keine Gedanken.«

»Verdammt noch mal, Mum, jetzt erzähl schon!«

»Na ja ... Neulich hab ich zufällig aus dem Fenster gesehen und meinte, es könnte Daniel gewesen sein.«

Um mich herum schwimmt alles. Ich schlucke trocken und muss mich so schwer am Riemen reißen, um ruhig zu bleiben, dass ich nicht mal mehr etwas sagen kann.

»Ellen?«, hakt meine Mutter vorsichtig nach.

»Wann?«, presse ich heraus.

»Ich glaube, am Wochenende«, antwortet sie vage.

»Und als du gesagt hast, es *könnte Daniel gewesen sein* ...«

»Es wurde gerade dunkel, und er kam aus der anderen Richtung, also nicht an unserem Haus vorbei, insofern konnte ich ihn nicht genau sehen. Es könnte genauso gut Nicholas gewesen sein, nehme ich an. Die beiden haben sich doch immer so ähnlich gesehen? Aber ich glaub es eher nicht – irgendwas war mit ihm, vielleicht die Art, wie er gegangen ist.«

Das Herz hämmert in meiner Brust, und ich versuche, gleichmäßig zu atmen. Das Handy glüht an meinem Ohr. Wenn Daniel wirklich zurück ist, habe ich keine andere Wahl, als die Polizei zu rufen.

*Eines Tages werdet ihr dafür bezahlen.*

Ich tue so, als wäre jemand an der Tür, und verabschiede mich eilig von meiner Mutter. Dann lege ich mich allein auf Sashas Bett, drücke mein Gesicht in ihr Kissen und ziehe ihre Bettdecke über mich drüber, versuche, sie hierherzubeschwören. Trotzdem wird mir nicht wärmer. Nichts funktioniert, weil ich hier inmitten ihrer Sachen – und während ich ihren Geruch einatme, während Eis durch meine Adern zu fließen scheint – an nichts anderes mehr denken kann als an Daniel Monkton.

# Ellen

**September 2005**

Karina war nicht in der Schule. Es war der dritte Tag nach den Sommerferien, unser erstes Schuljahr in der Oberstufe, und sie war seit dem ersten Schultag krank, was mir vor Augen führte, wie sehr ich von ihr abhängig war. Wir waren die einzigen zwei Mädchen, die ab der Grundschule in ein und dieselbe Klasse gegangen und dann auf diese Schule gewechselt waren. Sie war einfach immer schon da gewesen, also hatte ich mir nie wahnsinnig viel Mühe gegeben, andere Freunde zu finden. Ich kam halbwegs mit allen klar, nicht dass mich Mitschüler unbeliebt fanden oder gar mobbten, aber ich gehörte eben auch keinem dieser kleinen Grüppchen an, die sich in den vergangenen fünf Jahren zusammengetan hatten, seit wir auf die weiterführende Schule gekommen waren. Und normalerweise war das auch völlig okay, weil Karina und ich unsere eigene Gang bildeten. Wir wohnten in derselben Straße, und solange ich denken konnte, waren wir beim jeweils anderen zu Hause ein und aus gegangen. Es war zwar nicht so, als hätten wir einander ausgesucht – eher fühlte es sich an, als wären wir aneinander hängen geblieben –, aber irgendwann schien es ganz einfach zu spät zu sein, daran noch irgendetwas zu ändern. Karina und ich waren keine Musterschülerinnen,

keine Einserkandidatinnen, wir waren nicht sportlich, und wir gehörten ganz gewiss nicht zu den coolen Mädchen, die an den Wochenenden ausgingen, tranken und mit den gut aussehenden Jungs abhingen. Nichts an uns verlockte zu neuen Freundschaften, insofern versuchten wir einfach, dankbar zu sein, dass wir zumindest einander hatten.

Bis Mittwoch waren mir bereits die Leute ausgegangen, mit denen ich zusammensitzen konnte; nachdem ich in der Mittagspause mein Mensa-Essen allein hinuntergewürgt hatte, wollte ich mich in die Bibliothek verziehen. Dort wäre ich zwar immer noch allein, aber zumindest würde mich dort niemand sehen, der nicht mit seinen eigenen Problemen zu schaffen hätte. Ich lief gerade an den Matheräumen vorbei, die auf dem Weg zur Bibliothek lagen, als Leo Smith durch eine Tür stürmte und mich anrempelte.

»Oh Gott, tut mir leid«, entschuldigte er sich sofort und legte mir die Hände auf die Schultern. »Alles okay?« Seine Hände waren warm, und seine Augen sahen aus wie Pfützen aus dunkler Schokolade. Der Hauch eines aufregend männlichen Dufts ging von ihm aus.

»Alles bestens«, sagte ich. »No problemo.« *No problemo?* Innerlich ächzte ich laut auf.

»Super«, sagte er und eilte weiter den Flur entlang.

Ich versuchte, ihm nicht nachzustarren, und wollte gerade weitergehen, als ich am offenen Fenster des Klassenzimmers das Mädchen aus dem Eckhaus entdeckte. Ihr goldenes Haar wehte leicht in der Brise. Sie hatte die Hand an der Wange, und mit der Fingerspitze strich sie sich über die Stelle, wo sich die wütend rote Narbe befand. Sie war entweder verblasst, oder aber das Mädchen hatte sich geschickt geschminkt, weil die Narbe kaum sichtbar war. Ich hielt an der Tür inne und war hin- und hergerissen zwischen mei-